

BIRGIT ROMMELSPACHER

DOMINANZKULTUR

TEXTE ZU FREMDHEIT
UND MACHT

Orlanda Frauenverlag

EINFÜHRUNG

Orientierungslosigkeit und Macht	9
--	---

DIMENSIONEN DER DOMINANZ

Rassismus – Rassismen: Geschichten der Bemächtigung	39
Normalität im Spiegel der Behindertenfeindlichkeit	55
Rassistische und rechte Gewalt: Der Streit um die Ursachen ...	80

FRAUEN IN DER DOMINANZKULTUR

Frauen im Widerspruch zwischen Diskriminierung und Dominanz	89
Rassismus und Sexismus im feministischen Diskurs	102
Ost-West-Frauenbilder Zur Konfliktlage der Frauen im vereinigten Deutschland	115
Sexuelle Gewalt als Paradigma der Geschlechterbeziehung?..	122

PSYCHOLOGIE DER DOMINANZ

Rassismus in sozialen Beziehungen	133
Das Fremde in uns? Psychologische Erklärungsmuster zum Rassismus	144
Fremdheit als sozialer Unterschied Sozialisation zur Dominanz (Mitautorin: Christine Holzkamp)	155
Identität und Macht Zur Internalisierung von Dominanz und Diskriminierung ...	174

ZUR FRAGE DES DEUTSCH-SEINS

Nationale Identität und Größenwahn	189
Anmerkungen	209

S02
304.1
C2147612.2
Universität
Oldenburg
Bibliothek
DD7211

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme:

Rommelspacher, Birgit:
Dominanzkultur : Texte zu Fremdheit und Macht / Birgit Rommelspacher
Berlin : Orlanda Frauenverl. 1995
ISBN 3-929823-29-2

2. Auflage 1998

© 1995 Orlanda Frauenverlag GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Barbara Zillmann
unter Verwendung eines Fotos von Birgit Kleber
Lektorat: Silvia Jackel
Fotosatz: Steinhardt, Berlin
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt

A/andere wird im Text groß geschrieben, wenn es in einem abstrakt psychologischen oder philosophischen Sinn gemeint ist als das, was dem Subjekt als Nicht-Ich oder als das Fremde gegenübersteht. Wenn es sich als Fürwort auf die gedachte Ergänzung Menschen bezieht, wird es klein geschrieben. Die Unterscheidung ist nicht immer eindeutig, so daß Unklarheiten in Kauf genommen werden müssen.

Schwarz wird dann immer groß geschrieben, wenn es in einem politischen Sinn gemeint ist, sich also auf Menschen bezieht, die aufgrund des Kolonialismus zu Schwarzen gemacht, das heißt rassistisch diskriminiert werden. Das bedeutet, daß es sich dabei keineswegs nur um Menschen mit schwarzer Hautfarbe handelt, sondern um den größten Teil der Menschen aus der sogenannten Dritten Welt.

Diese Begrifflichkeit ist durchaus umstritten, da sie nicht zwischen den unterschiedlichen Formen des kolonialen Rassismus differenziert und nicht die spezifische Situation unterschiedlicher Länder und Bevölkerungsgruppen berücksichtigt. Im Interesse von Verständlichkeit und Lesbarkeit erscheint mir dieser Begriff dennoch vertretbar.

Der Vorwurf ungenügender Differenzierung ist aber auch im umgekehrten Sinn zu machen, als jeweils nicht immer klar beschrieben wird, welche Attribute die dominante Position ausmachen. Attribute wie weiß, westlich, deutsch, männlich, christlich, reich, heterosexuell, nicht-behindert etc. lassen sich nicht jedesmal anführen, zumal auch dies nicht immer eindeutig ist. Gerade die Tatsache, daß Dominanz wie auch Diskriminierung ein vieldimensionales Phänomen ist, macht es unmöglich, die Bezüge systematisch und

erschöpfend zu bestimmen. Insofern sollen die entsprechenden Attribuierungen lediglich immer wieder auf die Existenz dieser Dimensionen hinweisen. Das gilt auch für die weibliche bzw. männliche Schreibweise, die nicht systematisch durchgehalten ist.

Das Setzen eines Wortes in Anführungsstriche bedeutet – wenn es sich nicht um ein wörtliches Zitat handelt –, daß es dabei um eine soziale Konstruktion geht, auf die eine Distanzierung qua » « hinweisen soll. Wohingegen mit dem *Kursivdruck* einzelne Worte herausgestellt werden sollen, um die Argumentationslinie deutlich zu machen und so die Lesbarkeit zu erhöhen.

Die vorliegenden Texte sind teils neue, teils bereits veröffentlichte und für diese Publikation überarbeitete Artikel. Bibliographische Hinweise sind am Ende des Buches aufgeführt.

Birgit Rommelspacher im Juli 1995

EINFÜHRUNG

Orientierungslosigkeit und Macht

Die neuen sozialen Bewegungen sind inzwischen in die Jahre gekommen und damit auch zunehmend aus der Bewegung. Je mehr sie sich etablieren, desto mehr scheinen ihre Ziele zu verschwimmen und das »Wir« der gemeinsamen Aktion zu zerfallen. Mit dem Erfolg stellt sich zunehmend Ratlosigkeit über den Sinn und Zweck des politischen Kampfes ein. Dieses Schicksal teilen sie auch mit anderen politischen Strömungen wie den Linken, denen ihre Identität ganz abhanden gekommen zu sein scheint. Alleine die Rechten wissen anscheinend noch, was sie wollen. Aber auch das täuscht, glaubt man den sozialwissenschaftlichen Analysen, die eine generelle Orientierungslosigkeit als Grundstimmung in unserer Gesellschaft ausgemacht zu haben glauben. Ihrer Meinung nach ist der Unterschied zwischen links und rechts inzwischen hauptsächlich der, daß die einen sich in die Orientierungslosigkeit verlieren, während die anderen durch Festhalten an überkommenen Ordnungsvorstellungen diese Orientierungslosigkeit abzuwehren versuchen.

Die Frage nach den Ursachen dieser Entwicklung wird durchaus unterschiedlich beantwortet. In der Vielfalt der Analysen lassen sich meines Erachtens vor allem zwei Tendenzen ausmachen: Zum einen wird die Orientierungslosigkeit auf Modernisierungsprozesse zurückgeführt, die aufgrund immer weiter fortschreitender gesellschaftlicher Differenzierungsprozesse alle verbindlichen Politikkonzepte und kollektiven Identitäten obsolet gemacht haben. Zum anderen wird in erster Linie das Versagen der politischen Konzepte selbst für diese Entwicklung verantwortlich gemacht, da sie Ansprüche formuliert haben, die sie nicht einlösen konnten. Vor allem die linken Politikentwürfe gelten inzwischen als unglaublich, weil sie im Namen von Gleichheit und Befreiung bisher immer zu neuer

Ungleichheit und Unterdrückung geführt haben. Dies gilt immer mehr auch für die Frauenbewegung, deren Politik in den letzten Jahren immer skeptischer beurteilt wurde. Denn mit zunehmender Etablierung wurden auch die Differenzen immer deutlicher zwischen den Frauen, die sich bessere Chancen und Partizipationsmöglichkeiten erkämpften und denen, die der weiße westliche Emanzipationsbegriff offensichtlich nicht ansprach.

Diese politischen Analysen führen also die konstatierte Orientierungslosigkeit im wesentlichen auf den Glaubwürdigkeitsverlust der politischen Konzepte zurück, deren Befreiungsversuche immer auch neue Dominanzansprüche mit sich brachten. Die Frage aber ist, ob im Verständnis von Befreiung und Emanzipation nicht immer auch Herrschaft mit enthalten ist und ob die Modernisierungstheorien über diesen Zusammenhang Aufschluß geben können.

Die Modernisierungstheorien selbst sind jedoch nach ihrem Verständnis von Machtverhältnissen zu befragen. Ein politisches Subjekt ist hier kaum mehr auszumachen, da alle mehr oder weniger Opfer eines individualisierenden Systems geworden sind, das mit seinen Zerfallsprozessen in höchstem Maße desorientierend wirkt. An diese Konzepte ist die Frage zu stellen, wie sich in einer solchen Gesellschaft überhaupt Interessen artikulieren – und weiter noch, ob nicht gerade das Phänomen der Orientierungslosigkeit Ausdruck von Dominanz ist.

Modernisierung und Macht

Unzählige Abhandlungen sind geschrieben worden, die wortreich den Zustand der heutigen Gesellschaft beklagen, in der das Individuum ganz auf sich zurückgeworfen werde und nichts mehr als gegeben vorfinde: »Die westlichen Demokratien sind gekennzeichnet durch eine dramatische Auflösung ihrer sinnstiftenden Netzwerke; sie sind gekennzeichnet durch eine früheren Jahrhunderten schier unvorstellbare Entbindung der Mittel politischer Selbsteinwirkung aus allen Schranken der Tradition.« So formuliert dies zum Beispiel Helmut Dubiel.¹ Hintergrund dieses Auflösungsprozesses ist nach diesen Analysen eine Postmoderne, die geschlossene Weltbilder und politisches Systemdenken als totalisierende Machtwünsche entlarvt habe und die das Fortschrittsdenken als riskant und zerstörerisch

begreife. Auch das Versprechen von Freiheit habe sich als illusionär erwiesen, da diese Freiheit ohnehin nur die Wahl zwischen standardisierten Alternativen ließe. Je prekärer die sozialen Bezüge, desto mehr suche das Individuum nun Sicherheit in sich selbst. »Besessen vom Ziel der Selbsterkenntnis, reißen sie sich selbst aus der Erde heraus, um nachzuschauen, ob ihre Wurzeln auch wirklich gesund sind«, so charakterisiert Ulrich Beck² (1986) diese Selbstzentriertheit.

Ein wehmütiges Erinnern an Zeiten, in denen Menschen angeblich noch fest verankert in verlässlichen Sozialbeziehungen lebten und vertrauensvoll in die Zukunft blickten, durchzieht diese Abhandlungen. Damals soll es noch stabile und vollständige Familien und so etwas wie eine politische Heimat, wahre Freunde und echte Feinde gegeben haben. »Auf der Suche nach der verlorenen Identität« betitelt Heiner Keupp³ seine sozialpsychologische Zeitdiagnose. Eine nostalgische Sehnsucht ist hier unverkennbar.

Die Frage ist aber, wo und wann dieses »Früher« war, in dem es noch intakte Familien, ein selbstbewußtes Ich und Vertrauen in Kirche und Staat gegeben haben soll. Gerade wir Deutschen geraten bei dieser Suche in eine mißliche Lage, denn der Blick zurück läßt uns vor Schreck erstarren. Die deutsche Vergangenheit taugt nicht recht für Verklärungen. So konkret scheint das »Früher« auch nicht gemeint zu sein, denn diese Analysen haben eher die Tendenz, auf das Allgemeine und Ungefähre des Gesellschaftlichen abzuheben. Insofern fragt sich, welchen Realitätsanteil diese Theorien haben und ob hier nicht die Fiktion einer heilen und stabilen Welt in die Vergangenheit projiziert wird, an der man sich dann abarbeitet. Oder waren die Zeiten damals tatsächlich sicherer, klarer und übersichtlicher?

Diese Frage ist sicherlich schwer zu beantworten, insbesondere weil es auch von *dem Standpunkt abhängt*, von dem aus man die Frage stellt. Denn dasselbe Phänomen kann je nach Position sehr Unterschiedliches bedeuten: Was der/dem einen Stabilität garantiert, kann für die/den andere/n sozialen Ausschluß bedeuten. Was soziale Bindungen heißt, heißt auch soziale Kontrolle. Und weltanschauliche Wertesysteme stehen genauso für stabile Orientierungsmuster wie für ideologisch legitimierte Verfolgung, Mord und Genozid. Die Moderne, die ihre Ordnung und Berechenbarkeit auf den Ausschluß des Fremden, des Anderen, des Unbestimmten gründet, muß nach Zygmunt Baumann⁴ in ihrer Ambivalenz

betrachtet werden. Welche Seite der Ambivalenz aber in den Vordergrund gerückt wird, hat dann vermutlich viel mit dem eigenen Standort zu tun.

Der verklärte Blick zurück war historisch immer charakteristisch für jene, die nichts mehr zu gewinnen, dafür aber um so mehr zu verlieren hatten. So schreibt zum Beispiel Norbert Elias über die Entwicklung der europäischen Mittelklassen: »Während sie in der Zeit ihres Aufstiegs, wie andere aufsteigende Klassen, vorwärts geschaut hatten, gründeten nun, nachdem sie in die Stellung herrschender Klassen aufgerückt waren, ihre Spitzenkader und intellektuellen Eliten, wie die anderer Herrschergruppen, ihr ideales Selbstbild zunehmend auf die Vergangenheit und nicht mehr auf die Zukunft. Der Blick zurück ersetzte als Quelle emotionaler Befriedigung den Blick nach vorn.«⁵ Ein solcher Vergleich kann den postmodernen Menschen allerdings nicht erschüttern, gibt es doch seiner Ansicht nach heute keine Klassen mehr und erst recht keine herrschenden.

Zweifellos hat sich das traditionelle Klassen- und Schichtgefüge verschoben. Die Einkommen haben sich in den westlichen Industrienationen erheblich verbessert. Das bedeutet jedoch nicht unbedingt, daß damit die sozioökonomischen Hierarchien aufgehoben sind, sondern es ist sehr viel eher anzunehmen, daß sie sich im Sinne eines »Fahrstuhleffekts« nun auf einem höheren Niveau reproduzieren. Immer mehr Menschen wurden inzwischen in die abhängige Erwerbsarbeit einbezogen und der Dienstleistungssektor expandiert immer weiter. Dies führte vor allem zu einem erheblichen Zuwachs an sozialer und beruflicher Mobilität. Beck⁶ nennt als eine der zentralen Grundbedingungen der heutigen Gesellschaft, die er als »Risikogesellschaft« beschreibt, daß sich echte materielle Not objektiv verringert habe und dadurch die davon Betroffenen eher sozial ausgegrenzt werden können.

Auch das Konzept der sogenannten »Erlebnisgesellschaft«, das Gerhard Schulze⁷ vorgelegt hat, geht davon aus, daß eine Transformation von der Gesellschaftsbildung durch *Not* in eine Gesellschaftsbildung durch *Überfluß* stattgefunden habe, die die Menschen von den Überlebensleistungen weitgehend entlaste. Es stehe heute also nicht mehr die Frage des Überlebens im Vordergrund, vielmehr gehe es darum, das Leben zu genießen und zu einem Erlebnis zu machen. Das Ansteigen des Lebensstandards, die Zunahme von

Freizeit und die Expansion der Bildungsmöglichkeiten rückten das Subjekt ins Zentrum. Der Sinn des Lebens werde in der Qualität subjektiver Prozesse gesucht, und die äußeren Umstände würden für das Innenleben funktionalisiert. Der Traum vom genussvollen Leben werde aber zunichte gemacht durch die ständige Angst, etwas zu versäumen, da die unendliche Angebotspalette immer auch die Alternative des noch Besseren, noch Schöneren, des Neueren, das verpaßt werden könnte, bereithalte. Die Menschen würden so von der Frage umgetrieben: Was will ich eigentlich? Und Schulze resümiert: »Menschen, die nach oben wollen, haben Mittelkrisen, Menschen, die oben sind, haben Sinnkrisen. Diese sind unterwegs, jene schon angekommen. Dieselben im Zustand der Hoffnung, jene häufig im Gefühl der Ratlosigkeit; diese haben die Pointe ihrer Existenz noch vor sich, jene müssen sich überlegen, was danach kommt.« Und er fährt fort: »Das Privileg des Unterprivilegierten besteht in der Faszination der handgreiflichen Erfolgchance, das Problem der Privilegierten in der Langeweile von Menschen, die nicht recht wissen, was sie wollen.«⁸

Orientierungslosigkeit ist demnach ein Problem der Mächtigen, der Privilegierten und Gesättigten, weil für sie das soziale und materielle Umfeld das Gewicht der Notwendigkeit weitgehend verloren hat. Der Umgebung kommt gar nicht mehr so viel Bedeutung zu, als daß sie auf die Frage nach dem Selbst eine gewichtige Antwort geben könnte. Je mehr sich das Subjekt auf sich selbst bezieht und dabei sein Umfeld entwertet, desto mehr wachsen Sinnlosigkeit und Perspektivlosigkeit. Und in der Nostalgie drückt sich die Enttäuschung darüber aus, daß sich die Anstrengungen kaum gelohnt haben. Die Versprechungen von Sicherheit, Freiheit und Glück erweisen sich weitgehend als trügerisch, denn Sicherheit deckt immer neue Gefahren auf, und zwar in einem, wie Beck meint, bislang unvorstellbaren Ausmaß. Befreiung verweist auf neue Zwänge, und die ökonomische Absicherung bringt kein Glück. Im Gegenteil: Schulze zum Beispiel sieht als eines der zentralen Merkmale der heutigen Befindlichkeit eine »Eintrübung des Gefühlslebens: Einsamkeit, Aggressionen, Zynismus und Orientierungslosigkeit«.⁹ Die sozialen Kosten des Fortschritts scheinen seinen Gewinn nahezu völlig aufzubrechen.

Ein unbeirrtes Fortschreiten auf diesem Weg scheint kaum mehr lohnend und darüber hinaus noch gefährlich. Eine Umorientierung

ist angesagt. Diese muß sich auf die Qualität der Beziehungen zum sozialen und natürlichen Umfeld konzentrieren. Das aber bedeutet, die eigene Position in Frage zu stellen und sich mit der eigenen Dominanz und Privilegierung auseinanderzusetzen.

Die sozialwissenschaftlichen Analysen hingegen sehen die Orientierungslosigkeit meist nicht als Folge von Entwertungen, sondern führen sie auf den Verlust von sozialen Bindungen aufgrund der immer weiter fortschreitenden funktionalen Differenzierung der Gesellschaft zurück. Sie versuchen, den Prozeß quasi lediglich auf der horizontalen Ebene abzubilden – im Sinne einer zunehmenden Lockerung der Beziehungen. Demgegenüber muß aber auch die vertikale Dimension betrachtet und gefragt werden, wie sich mit dieser Differenzierung Hierarchien reproduzieren, die sich dann in solchen Phänomenen wie der Orientierungslosigkeit und Selbstzentrierung widerspiegeln.

Auf der psychologischen Ebene ist dieser Zusammenhang zwischen *Selbstzentrierung und Macht* vor allem in den psychoanalytischen Untersuchungen zum Geschlechterverhältnis herausgearbeitet worden. Hier wurde gezeigt, wie die männliche Selbstbezogenheit das Resultat eines Geschlechterarrangements ist, welches dem Mann Autonomie, Macht und Aggressivität zuschreibt und der Frau Mitleidlichkeit, Fürsorge und Unterwerfung. Die Autonomie ist in diesem Sinne nicht ein Phänomen der Freiheit vom Anderen, sondern Freiheit durch die Unterwerfung des Anderen. Deshalb ist diese Autonomie auch immer prekär, weil sie auf die Anerkennung durch den Anderen angewiesen ist.

Im Geschlechterverhältnis zeigt sich diese Problematik in einer männlichen Geschlechtsidentität, die den Jungen die Anerkennung der Mutter suchen läßt, also genau derjenigen Person, von der er sich abgrenzen und die er abwerten muß, um seine Männlichkeit zu beweisen. Je gefährdeter diese Anerkennung ist, desto mehr wird der Mann versuchen, von der Frau Besitz zu ergreifen, um sich in seiner Dominanz als der Andere zu beweisen und sich gleichzeitig ihrer Anerkennung zu versichern. Je mehr er sie damit zu seinem Objekt entwertet, desto weniger wert ist jedoch ihre Anerkennung für ihn, denn sie ist nun kein eigenständiges Subjekt mehr, das ihm Anerkennung zollen oder verweigern könnte. Somit ist die Entwertung des Anderen als Gegenüber hier zugleich der Grund für die

eigene Verunsicherung. Das Paradox der Herrschaft, wie Hegel es auch in seiner Denkfigur vom Herrn und Knecht auf den Begriff brachte, liegt also darin, daß die Macht sich in dem Maße selbst untergräbt, in dem sie auf der Abwertung des Anderen beruht.

In diesem Sinn ist Orientierungslosigkeit ein Problem derer, die »oben« angekommen sind. Denn da oben sind keine Anderen mehr, die sie bestätigen oder in Frage stellen könnten, bzw. diejenigen, die da sind, verdienen in den Augen der Emporgekommenen den Status des Gegenübers oder Gegners nicht. Das würde ihnen zu viel Respekt verschaffen und die eigene Position unterminieren. Die Anderen sind allenfalls dazu da, um Erlebnisanlässe zu liefern und als Spiegel für die eigene Selbstdarstellung zu dienen. Sie sind nur in ihrer Funktionalisierung für die eigene Person interessant, womit sie ihre eigene Legitimität und Authentizität verlieren.

Ein Selbstwert, der auf der Unterwerfung des Anderen basiert, ist äußerst labil. Und das um so mehr, je mehr der Andere vom Selbst bedeutungslos gemacht und so auch immer weniger faßbar und verstehbar wird. Das Selbst hat seinen Ursprung nicht in einer unergründlichen Natur, sondern ist Produkt der Interaktion mit Anderen. Von daher ist im Selbstwert auch der Wert der Anderen enthalten. Die Selbsteinschätzung wird deshalb um so stabiler sein, je mehr sie sich auch auf die Wertschätzung des Anderen zu stützen vermag und im Anderen den Gleichen sieht. Die Anerkennung des Anderen als Gleichen bedeutet insofern auch einen Zuwachs an Autonomie, als sie die Fixierung an ihn löst, die darauf basiert, daß man glaubt, die Anerkennung des Anderen erzwingen zu müssen. Autonomie bedeutet aber zugleich auch, sich gegen die Anderen zu behaupten und darin seine Besonderheit zu beweisen. Es bleibt also eine ungelöste Spannung zwischen der Notwendigkeit der Anerkennung des Anderen und seiner Abwertung um der eigenen Selbstbestätigung willen.

Dieses Dilemma zeigt sich auf der politischen Ebene im Widerspruch zwischen *Gleichheit und Freiheit*. Freiheit absolut gesetzt, verletzt die Gleichheit und unterläuft letztendlich sich selbst, weil in der Mißachtung des Anderen das Prinzip der Freiheit mißachtet wird. Insofern bedarf Freiheit der Gleichheit, die allen gleichmaßen Freiheit zugesteht. Diese schränkt wiederum die Freiheit ein. Am Beispiel des Leistungsprinzips läßt sich dies veranschaulichen: Das Leistungsprinzip bringt ständig neue Ungleichheiten hervor

aufgrund der unterschiedlichen Leistungen. Diese Ungleichheiten unterlaufen jedoch das Leistungsprinzip, indem sie unterschiedliche Voraussetzungen für die Leistungsfähigkeit schaffen. Das Leistungsprinzip verlöre ja seinen Sinn, wären die Ausgangsbedingungen und Bewertungsstandards nicht vergleichbar und hätte nicht jede/r eine faire Chance. Insofern trägt eine nach dem Leistungsprinzip organisierte Gesellschaft sowohl egalisierende wie auch hierarchisierende Momente in sich, da sie jede/n nach gleichen Kriterien beurteilt aber zugleich die Bedingungen für unterschiedliche Voraussetzungen schafft. So macht auch das kapitalistische Wirtschaftssystem alle Menschen zu gleichen, insoweit sie den Profitinteressen dienlich sind und Produktion und Absatz steigern. Andererseits ist es gerade auch dieses Wirtschaftssystem, das die Unterschiede zwischen Menschen potenziert, indem es sie in Gewinner und Verlierer polarisiert.

Diese Ungleichheit darf jedoch nicht verwechselt werden mit der autoritären Hierarchie, die sich auf die Zugehörigkeit zu Stand, Herkunft und anderen traditionellen Privilegierungen stützt. Allerdings wird genau dies ständig getan, nämlich dann, wenn die bestehenden Statusunterschiede mit der Leistungshierarchie erklärt werden, das heißt die Privilegien als gerechter Lohn für besondere Leistungsanstrengungen ausgegeben werden. Diese Legitimationen versuchen, die Kluft zwischen dem Anspruch einer egalitär organisierten Gesellschaft und der Wirklichkeit tradierter Privilegien zu überspielen. So macht die Kluft zwischen dem politischen Anspruch an Egalität und quasi-ständischer Privilegierungen von Männern gegenüber Frauen die eigentliche Notwendigkeit und auch die Chance der Frauenemanzipation aus.

Die westlichen Gesellschaften verstehen sich als egalitäre, was aber die faktische Existenz von Ungleichheit nie ausgeschlossen hat. Der Kampf des Bürgertums gegen die ständisch verfaßte Gesellschaft wurde im Namen von Gleichheit und Freiheit geführt, brachte aber selbst neue Hierarchien mit sich. Da jedoch das Bürgertum seine Legitimation aus der Gleichheitsidee schöpfte, konnten sich zurückgesetzte Klassen und Gruppen immer wieder auf diese berufen. Insofern barg das bürgerliche Selbstverständnis von Anfang an egalitäre und elitäre Momente in sich, und zumeist versuchte es, mit dem Verweis auf die Egalität sich und die anderen über die

elitären hinwegzutäuschen. Die Frage ist also nicht nur die nach der Koexistenz von Gleichheit und Ungleichheit innerhalb der westlichen Gesellschaften, sondern mehr noch inwiefern das Argument der Gleichheit Ungleichheit legitimiert.

Das Vorurteil der Gleichheit

Wenn wir einen Blick von »außen« auf die westeuropäischen Gesellschaften werfen, so erscheint der Kampf der Arbeiterschaft für bessere Arbeitsbedingungen in erster Linie nicht als Kampf gegen ökonomische Ausbeutung, sondern als Kampf für die Sicherung von Privilegien der reichen gegenüber der armen Bevölkerung der Welt. Dasselbe gilt für die weiße feministische Bewegung und auch für die ökologischen Bewegungen: Sie scheinen aus dieser Sicht nicht primär für Befreiung und bessere Lebensbedingungen zu kämpfen, sondern eher bemüht zu sein, sich einen Vorsprung zu sichern, der die Kluft zwischen der sogenannten Ersten und der sogenannten Dritten Welt immer weiter vergrößert. Dabei geht es nicht nur um materielle Privilegien, sondern genauso um die Festigung ideologischer Vormachtstellungen im Sinne eines Monopols auf universale Erklärungsmuster.

Das widerspricht jedoch eklatant dem Selbstverständnis dieser politischen Bewegungen, denen es ja immer auch um eine generelle Abschaffung von Ausbeutung und *Herrschaft* ging. Von ihnen aus gesehen hat ihr Kampf auch Vorbildfunktion für die anderen und erhöht auch global gesehen die Chance auf gerechtere Verhältnisse. Das muß nicht falsch sein. Das Problem bei einer solchen Argumentation ist aber, daß sie die »andere« Perspektive außer acht läßt und die Dominanz, die sich gerade im Anspruch auf Vorbildlichkeit äußert, nicht wahrnimmt. Es wird dabei stillschweigend davon ausgegangen, daß »dort« und »hier« dieselben Probleme anstehen und damit auch nach denselben Lösungen zu suchen sei. Diese Grundidee von der Gleichförmigkeit der Welt steht in der Tradition eines Eurozentrismus, der alles durch die Vorstellungen vom »Westen« wahrnimmt. Dabei ist der »Westen«, wie Stuart Hall¹⁰ ausführt, ein historisch und geographisch orientiertes Konstrukt, das die Welt in »the west and the rest« einteilt. Kernpunkt dieses Konstrukts ist das Selbstverständnis der Europäer, die sich seit der

Neuzeit als den fortgeschrittensten Teil der Welt definierten und zum Zentrum der Welt machten. 1914 hatten sie ihr Ziel auch weitgehend erreicht: 85 Prozent der Welt war von ihnen unterworfen.

Diese Eroberungen waren von der Idee getragen, daß im Grunde genommen *die ganze Welt eins sei* und daß die eigenen Wertvorstellungen auch die aller anderen seien – die anderen wüßten es nur noch nicht. Daraus ergab sich nicht nur der Wille, sondern sogar die Pflicht, die »gute Botschaft« des Christentums und das Licht der Aufklärung in die ganze Welt hinauszutragen. Das Bild von der Einförmigkeit der Welt war davon ausgegangen, daß alle Menschen gleich seien. Diese Gleichheit wurde aber definiert durch diejenigen, die sie propagierten, zum Beispiel daß alle gleich seien in bezug auf den Gott der Christen oder gleich als vernunftbegabte Wesen. In der Bestimmung des Kriteriums für Gleichheit verbarg sich der Machtanspruch. Tzvetan Todorov schreibt in seiner Untersuchung über »Die Eroberung Amerikas«, daß der Universalismus des Christentums sich immer als Egalitarismus darstellt: »Da Gott allen gemäß ist, sind auch alle Gott gemäß; in dieser Hinsicht gibt es weder zwischen Völkern noch zwischen Individuen Unterschiede.«¹¹ Die bereits existierenden und die neuen Ungleichheiten wurden zu unerheblichen erklärt. So galt zum Beispiel die Versklavung von Millionen von Menschen als unwichtig angesichts ihrer Gemeinsamkeit mit den Eroberern: Sie waren nun alle Kinder desselben Gottes.

Dieselbe Verknüpfung von *Egalitarismus* und *Elitarismus* wie im Christentum finden wir in den Konzepten der Aufklärung, die auch alle Menschen zu gleichen machten, nun aber im Namen der Vernunft. So inbrünstig diese Idee der Gleichheit auch vorgetragen wurde, so leicht fiel es dennoch den meisten, auch den großen Philosophen, die realen Ungleichheiten in dieses System einzuordnen. So waren die Aufklärer zumeist mit Kant der Meinung, daß »der Einwohner des gemäßigten Erdstrichs, vornehmlich des mittleren Theiles desselben, schöner an Körper, arbeitsamer, scherzhafter, gemäßigter in seinen Leidenschaften, verständiger als irgend eine andere Gattung in der Welt« ist.¹² Das gilt in gleicher Weise für die englischen Empiristen, so zum Beispiel für John Locke und Thomas Hobbes, denen es ebenfalls problemlos gelang, ihr Konzept von der Gleichheit aller Menschen mit der Politik der Ungleichheit in Übereinstimmung zu bringen. Sie rechtfertigten den englischen

Kolonialismus damit, daß irrational sich verhaltende Menschen nicht wie Menschen, sondern eher wie Tiere oder wie Maschinen zu behandeln wären. Wenn Rationalität das Menschsein ausmacht, können ihrer Logik gemäß auch nur »vernünftige« Menschen erwarten, menschlich und mit Respekt behandelt zu werden.

Auch die Begründer des Utilitarismus, wie etwa Jeremy Bentham und John Stuart Mill, die ihre philosophische Ethik am größten Glück der größtmöglichen Anzahl der Menschen zu orientieren versuchten, taten sich nicht schwer damit, die Sklaverei – also das Unglück einer sehr großen Anzahl von Menschen – zu rechtfertigen, da sie der Auffassung waren, daß es langfristig im Sinne der eroberten Völker selbst wäre, die Herrschaft der Weißen anzunehmen. Nur diese könnten ihnen letztlich zu ihrem wahren Glück verhelfen.¹³ Mit ihrer Definition von Glück versuchten sie also, Eroberung und Unmenschlichkeit zu legitimieren. Diese Argumentationslinie ist auch heute noch anzutreffen und im Zusammenhang mit der Euthanasiedebatte höchst aktuell. Hier wird auch mit dem Interesse am Glück der größtmöglichen Zahl argumentiert, um das Mensch-Sein zu definieren. Mit Hilfe dieser Definition wird dann darüber entschieden, wer ein Recht auf Leben hat und wer nicht.¹⁴

Wenn die Gleichheitsidee auf ein einsinnig definiertes Kriterium bezogen wird, verbirgt sich in ihr die Ungleichheit. In diesem Sinn spricht Todorov¹⁵ vom Vorurteil der Gleichheit, das seiner Meinung nach mindestens ebensoviel Unglück angerichtet habe wie das Vorurteil der Überlegenheit. Die dieser Idee inhärente Gewaltträchtigkeit zeigt sich darin, daß die Unterschiede negiert werden, indem sie als aufzuhebende gedacht sind. Die Differenzen werden verflüssigt, ihr Verschwinden wird zu einer Frage der Zeit, wie beim noch zu bekehrenden »Heiden« oder beim noch zu zivilisierenden »Barbaren«. In der Überzeugung, man selbst besitze die Wahrheit im Gegensatz zu den anderen, ist die Gewalt angelegt. Der missionarisch verstandene Entwicklungsgedanke will nun mit aller Gewalt die Differenz aufheben bis hin zur Vernichtung. Diese Gewalt zeigte sich zum Beispiel darin, daß im Zuge der Eroberung nahezu 90 Prozent der Bevölkerung der neu entdeckten Länder der Eroberung zum Opfer fielen, und zwar entweder direkt durch Mord und Totschlag oder indirekt durch unmenschliche Behandlung, Ausbeutung

in den Goldgruben, durch Umsiedlung, Mikrobenschock und Unterernährung.

Diese gewalttätige Überzeugung von der Gültigkeit der eigenen Wahrheit trieb nicht nur die Eroberungszüge an, sondern wütete auch innerhalb der eigenen Gesellschaft. So war bekanntlich die spanische Konquista von der Rekonquista innerhalb des Landes begleitet. Erbarmungslos wurde auch die eigene Bevölkerung auf eine einzige Wahrheit verpflichtet. Die Christen vertrieben Moslems und Juden, und die Inquisition tötete Millionen von Andersgläubigen und Unbotmäßigen, insbesondere Frauen. Während die Neue Welt erobert wurde, wurde die Alte Welt neu geordnet: eine Welt, in der es keinen Platz mehr für Heterogenität gab, denn auch hier sollten ja alle gleich sein – in Christus.

Fremd- und Selbstbilder

Es gab also einen engen Zusammenhang zwischen der Expansion nach außen und der Machtpolitik im Inneren. Dementsprechend hingen auch die Bilder, die die Eroberer sich von der Welt draußen und von sich selbst machen, miteinander zusammen. Hinrich Fink-Eitel¹⁶ spricht in dem Zusammenhang von einer *Re-Ethnisierung der Europäer*. Sie fingen an, sich mit dem Blick des konstruierten Anderen selbst zu betrachten. Im Bild dieses Anderen spiegelten sie sich selbstgefällig in ihrer Überlegenheit als Krone der Schöpfung und Zivilisation. Aber zugleich war durch die Konfrontation mit den Anderen die ethnozentrische Sicherheit erschüttert worden, und das Selbst sah sich auf einmal von außen wahrgenommen. Der Blick wurde umgekehrt. So betrachtete zum Beispiel Michel de Montaigne die Zivilisation als die eigentliche Barbarei und die »Wilden« als diejenigen, die ihre Natürlichkeit und Menschlichkeit bewahrt hätten. Sie würden noch frei und zwanglos miteinander umgehen, in Liebe und gegenseitigem Respekt. Bei ihnen gäbe es keine Ungleichheit, keine Konkurrenz und keinen mörderischen Zwang zur Selbstbehauptung. Das Bild vom »edlen Wilden« war geschaffen. Die unterworfenen Welt wurde in ihrer »Natürlichkeit« idealisiert und zum kritischen Maßstab für die Alte Welt.

Wieviel Projektion in einer solchen Idealisierung steckt, zeigt sich daran, daß mit derselben Überzeugungskraft auch das Gegenteil

behauptet wurde: Die Natur galt ebenso als Quelle alles Bösen. Exponierter Vertreter dieser Dämonisierung der Natur war bekanntlich Thomas Hobbes, der die Menschen in ihrem Naturzustand als reißende Wölfe beschrieb, als Wölfe, die nicht einmal vor der eigenen Art haltmachten, die also schlimmer als Tiere seien. Für ihn war die Zivilisation eine notwendige zähmende Kraft, die aus den »Wilden« halbwegs zivilisierte Bürger machte, die, wenn auch nur widerwillig, diesen zivilisatorischen Zwang um des eigenen Überlebens willen akzeptierten.

Sigmund Freud hat dieses Bild vom gefährlichen Wilden aufgegriffen und in sein Konzept vom Menschen integriert: Das Böse ist in uns – insoweit wir Natur sind. Das Natürliche erfahren wir in unserer Triebhaftigkeit als einen kontinuierlich fließenden Quell von Libido und Aggression. Wir stoßen die anderen von uns, weil sie uns gefährlich sind, aber wir brauchen sie auch für unsere Triebbefriedigung. Das Projekt der Zivilisation versucht, dieses Dilemma zu lösen, indem es alle Menschen bestimmten Reglements unterwirft, die wiederum das Zusammenleben sichern und Stabilität versprechen. Im Gegenzug dafür müssen die Menschen auf unmittelbare Triebbefriedigung verzichten. Es bleibt ein ständiges »Unbehagen in der Kultur«¹⁷, da die Asozialität des Menschen Freud zufolge niemals überwunden ist, sondern nur durch Gegenkräfte gezügelt werden kann. Die Herrschaft des Menschen über sich selbst im Sinne der Triebunterdrückung ist eine wesentliche Voraussetzung für ein gedeihliches Zusammenleben, bleibt aber immer auch gegen die »Natur« des Menschen gerichtet.

Zentral in dieser Analyse ist das *Motiv von Herrschaft*. Die Unterwerfung des »Wilden« durch die »Vernunft« wird zum Bild, in dem sich das Individuum selbst erkennt. Herrschaft und Unterwerfung stellen die Matrix bereit, in der die Beziehungen der Menschen zueinander interpretiert werden und sich das Individuum selbst verständlich wird. Das sind autoritäre Mythen, die unser Selbstverständnis durchziehen sowie die Art und Weise, wie wir uns die Welt erklären. Ulrike Popp¹⁸ ist diesen autoritären Denktraditionen nachgegangen und hat in ihrer Untersuchung herausgearbeitet, wie konstitutiv der Unterwerfungsgedanke für die abendländische Geistesgeschichte ist. So ist eine der Grundideen die, daß der einzelne erst einmal sein eigenes Begehren beherrschen muß, indem er sich dem Begehren eines anderen unterordnet, um durch diese Unterordnung

den notwendigen Abstand zur eigenen Willkür zu gewinnen. Diese Vorstellung, daß man nur zu einem konsensfähigen, vernünftigen Handeln gelangt, nachdem man sich zunächst unterworfen hat, gilt nicht zufälligerweise auch für die einzelnen Völker. So war zum Beispiel Hegel der Auffassung, daß die Völker erst einmal notwendig die Phase der Knechtschaft und Tyrannei durchlaufen müssen, um die Fähigkeit zur Selbstregulierung zu erlangen.

Mit ähnlich autoritären Bildern zur Charakterisierung unserer Lebenswelt sind wir in zeitgenössischen soziologischen Analysen konfrontiert, wie etwa der von Jürgen Habermas über die »Kolonisierung der Lebenswelten«, womit gemeint ist, daß die verselbständigten Systeme von Wirtschaft und Staat – »wie Kolonialherren in eine Stammesgesellschaft – in die Lebenswelt eindringen und die Assimilation erzwingen«.¹⁹ Diese Bilder sind erklärungsstark. Alle verstehen, was damit gemeint ist, denn sie beziehen sich auf gemeinsame Erfahrungen im kollektiven Gedächtnis. Sie bedürfen keiner weiteren Erläuterung. Somit ist unsere Lebensweise und sind unsere Diskurse durchdrungen von den Erfahrungen von Herrschaft und Unterwerfung. Zygmunt Baumann faßt das so zusammen: »Der moderne Staat entstand als eine missionierende, bekehrende, Kreuzzüge führende Macht, die entschlossen war, die beherrschten Bevölkerungen einer gründlichen Kontrolle zu unterwerfen, um sie in eine ordentliche Gesellschaft zu transformieren, die den Vorschriften der Vernunft entsprach.«²⁰

Das bedeutet, daß unsere ganze Lebensweise, unsere Selbstinterpretationen sowie die Bilder, die wir vom Anderen entwerfen, in Kategorien der Über- und Unterordnung gefaßt sind. Eben das ist mit dem Begriff der *Dominanzkultur* gemeint. Wobei Kultur hier in einem umfassenden Sinn verstanden wird, und zwar als das Ensemble gesellschaftlicher Praxen und gemeinsam geteilter Bedeutungen, in denen die aktuelle Verfaßtheit der Gesellschaft, insbesondere ihre ökonomischen und politischen Strukturen, und ihre Geschichte zum Ausdruck kommen. Sie bestimmt das Verhalten, die Einstellungen und Gefühle aller, die in dieser Gesellschaft leben, und vermittelt so zwischen den gesellschaftlichen und individuellen Strukturen. Diese Kultur ist in den westlichen Gesellschaften vor allem durch die verschiedenen Traditionen von Herrschaft geprägt, die zugleich auch sehr unterschiedliche Dimensionen umfassen.

So prägt das Wirtschaftssystem in unserer Gesellschaft sehr unmittelbar die Menschen und ihre Beziehungen zueinander, wird hier der »Wert« des Menschen doch zentral an seiner Verwertbarkeit gemessen. Ebenso prägt die ökonomische Vorherrschaft der westlichen Welt gegenüber den Ländern im Süden und Osten das Selbstverständnis der hier lebenden Menschen.

Andere Dimensionen der Dominanz wie die patriarchale Herrschaft werden von der ökonomischen wie von den Dimensionen kultureller Dominanz gestützt, geraten aber auch in Widerspruch dazu. So wenn die zum Beispiel quasi-ständische Geschlechterhierarchie gebrochen wird durch das ökonomische Interesse an der Leistungskraft von Frauen und einer maximalen Konkurrenz der Arbeitskräfte. Das gilt im übrigen auch für Menschen unterschiedlicher kultureller Herkunft. Gleichzeitig stabilisiert und verstärkt die Asymmetrie der ökonomischen Macht die patriarchale Herrschaft und die kulturelle Hegemonie. Insofern ist Dominanzkultur als ein *Geflecht verschiedener Machtdimensionen* zu begreifen, die in Wechselwirkung zueinander stehen.

Schließlich bezieht sich der Begriff der Dominanzkultur auf die *Modernisierungsprozesse von Herrschaft*. Das traditionelle Repressionsmodell, das relativ klar zwischen den Herrschenden und den Unterdrückten unterscheidet, ist im Zuge der Moderne immer mehr einer Struktur gewichen, in der sich die Macht in die gesellschaftlichen Instanzen und die normativen Orientierungen der Individuen selbst hineinverlagert. Der Sitz der Macht ist weniger klar auszumachen, die Machtverhältnisse werden unübersichtlicher und unsichtbarer. Jede und jeder wird zunehmend Subjekt und Objekt von Macht. Es ist nicht mehr eindeutig zu bestimmen, wer die Macht in der Hand hat, und noch weniger lassen sich die Machtverhältnisse in eine Rangordnung bringen, die genau festschreibt, welches der Hauptwiderspruch ist und welches die Nebenwidersprüche. Die Omnipräsenz der Machtverhältnisse, ihre Vieldimensionalität wie auch ihre relative Unsichtbarkeit sind so zentrale Merkmale dessen, was hier als Dominanzkultur bezeichnet wird.

Macht als Dominanz

Wie sehr die Erfahrungen von Herrschaft unsere ganze Lebensweise durchdringen, das hat vor allem auch die Frauenbewegung offengelegt: Patriarchale Machtverhältnisse sind wirksam im Privatleben wie im Beruf, in der Politik ebenso wie in der Sprache. Die Mikrophysik der Macht prägt den Gesichtsausdruck ebenso wie die Benennung von Großwetterlagen. Die Machtverhältnisse haben sich eingeschrieben in das Denken und die Gefühle, in das Unbewußte wie in die Verhaltensvorschriften. Indem die Frauenbewegung zeigte, daß dies alles Medium männlicher Machtansprüche werden kann, war sie Wegbereiterin eines postmodernen Selbstverständnisses, das die Kategorien gesellschaftlicher Ordnung als sozial konstruierte und damit auch als veränderbare versteht. Das ist im übrigen nach Dieter Rucht²¹ das Kriterium, das die neuen sozialen Bewegungen als solche kennzeichnet. Sie sind soziale Bewegungen insofern, als sie davon ausgehen, daß die Wirklichkeit sozial hergestellt wird und von daher zu hinterfragen und nach eigenen Entwürfen auch zu verändern ist. Hierin unterscheiden sie sich von früheren politischen Bewegungen, die sich zumeist auf altes Recht beriefen und dieses einzuklagen versuchten.

In der traditionellen westlichen Philosophie ist *Macht* ein Vermögen, die Möglichkeit zu machen (potenz, power, pouvoir). Die traditionelle Repressionshypothese geht von Machtzentren aus, die den Unterdrückten ihren Willen aufzwingen. Demgegenüber hat die Machtanalyse von Michel Foucault²² gezeigt, wie sehr sich Macht immer weiter differenziert und sich im Laufe der Geschichte in die Gesellschaft hinein verallgemeinert hat, das heißt, sie realisiert sich sowohl in den gesellschaftlichen Strukturen als auch in den normativen Orientierungen. Diese Analyse, die die Macht in den gesellschaftlichen Diskursen und Strukturen verortete, vertrieb immer mehr das Subjekt als Träger und Erzeuger von Macht. Das Subjekt trat nur noch als Vollstrecker anonymen Wissens- und Machtstrukturen auf. Mit dieser strukturalistisch orientierten Entmächtigung des Subjekts wurde Macht auf Regelzusammenhänge reduziert und immer weniger berücksichtigt, daß es der Subjekte bedarf, um diese Strukturen zu realisieren, und, daß diese Regelverhältnisse keine zufälligen, sondern immer auch mit spezifischen Interessen verknüpfte sind.

Dieser Widerspruch durchzieht nach Finck-Eitel die gesamte Foucaultsche Philosophie. Foucaults späte Wendung zum Subjekt, wonach er Macht auch als eine produktive versteht, der es gelingt Dinge zusammenzufügen, herzustellen und zu produzieren, ist aber nicht als ein Rückfall in die alte Vermögenspsychologie zu werten, sondern sie betont die gleichzeitige Wirksamkeit von Struktur und Subjekt. Die Machtbeziehungen sind subjektiv gewollt und nicht-subjektiv zugleich; gewollt, weil strategisches Kalkül, Absicht und Zielsetzung dahinter steht, und nicht-subjektiv, weil sie nicht aus der Wahl oder Entscheidung eines individuellen Subjekts resultieren, sondern Resultate vieler Absichten sind.²³ Die soziale Wirklichkeit basiert auf den Fähigkeiten und Ressourcen, die die Teilnehmenden in die Interaktion einbringen, wobei auch die Teilnehmenden selbst durch gesellschaftliche Strukturen und von symbolischen Ordnungen geprägt sind, so daß sie oft fast nur noch als Realisatoren der bestehenden Ordnung erscheinen, als Instanzen, in denen sich die Machtverhältnisse konkretisieren. Diese durch die gesellschaftlichen Strukturen und internalisierten Normen vorgegebenen Formen der Macht stehen also bei Foucault neben der Form der Repression als Unterdrückung und den produktiven Formen der Macht als Synthese.

Die Diversifizierung und Verallgemeinerung von Macht in die Gesellschaft hinein heißt aber nicht, daß sie sich zufällig verteilt. Vielmehr bilden sich auch beständige Asymmetrien heraus, die sich zu Dominanzen verdichten. Denn Macht wird nach Norbert Elias²⁴ dann zur *Dominanz*, wenn sich viele Machtquellen vernetzen und damit ein Anspruch auf soziale Unterscheidung und Überlegenheit durchgesetzt wird. Die Kohäsion, der Zusammenhalt der in diesem Netzwerk Privilegierten läßt sie möglichst alle Zugänge zu den Ressourcen für die Außenstehenden verschließen, was eben nicht unbedingt primär mittels persönlichem, bewußtem und absichtlichem Ausschluß geschieht, sondern vor allem auch durch Strukturen, die eine stabile Asymmetrie in der Verteilung von sozialen Positionen, das heißt von politischem und kulturellem Einfluß gewährleisten. Diese Ungleichheit äußert sich sowohl in dem unterschiedlichen Zugang zu Ressourcen als auch in der unterschiedlichen Repräsentanz und Partizipation in der Gesellschaft, was sich über ungleiche Chancen im Bildungssystem, im Gesundheitswesen, auf dem Wohnungsmarkt und über soziale Beziehungen vermittelt, die bestimmte Gruppen von Menschen tendenziell ausschließen.

Dominanz ist, so wie der Begriff hier verwendet wird, zu unterscheiden von Herrschaft, die ebenfalls auf einer stabilen Asymmetrie in der Verfügung über Ressourcen beruht. Herrschaft basiert aber in erster Linie auf Repression, auf Geboten und Verboten, während Dominanz sich auf weitgehende Zustimmung stützt, indem sie sich über die sozialen Strukturen und die internalisierten Normen vermittelt, weshalb sie in eher unauffälliger Weise politische, soziale und ökonomische Hierarchien reproduziert.

Das traditionelle Konzept von Macht als Repression muß aber nicht nur deshalb relativiert werden, weil Macht sich heutzutage weitaus stärker strukturell und normativ vermittelt, sondern auch deshalb, weil dieses Konzept vereinfachend zwischen *den Mächtigen und Ohnmächtigen polarisiert*. Es gibt nicht etwa nur die Mächtigen auf der einen Seite und die Machtlosen auf der anderen, da die Vielfalt der Machtquellen meist nur in Extremfällen eine solch eindeutige Zuordnung erlaubt.

Selbst ein Kind kann seinen Eltern gegenüber zum Beispiel in bestimmter Hinsicht machtvoll sein. Insofern spricht Hilary Lips²⁵ von einem *in sich verschachtelten System von Macht*. Natürlich haben Eltern eine übergreifende Macht, und das Kind ist weitgehend von ihnen abhängig; indem das Kind sich jedoch zum Beispiel weigert, den Ansprüchen der Eltern nachzukommen, kann es sie unter Druck setzen. Das gelingt ihm, weil die Eltern sich im Kind eigene Erwartungen erfüllen und weil sie bestimmten Normen genügen wollen. Daran kann das Kind sie hindern. Die Eltern müssen unter Umständen auch mit Sanktionen rechnen, wenn das Kind zu sehr aus dem Rahmen fällt. Das bedeutet letztlich, daß die Eingebundenheit der Eltern in ein Normensystem und auch ihre psychische Abhängigkeit vom Kind, sofern sie ihr eigenes Wohlbefinden an das Gedeihen des Kindes knüpfen, dem zunächst machtlos erscheinenden Kind Macht geben. Es handelt sich hierbei natürlich um eine relative Macht, eine Macht nämlich, die nur soweit geht, wie die Ansprüche der Eltern reichen. Sobald ihnen das Kind gleichgültig würde, verlöre es auch weitgehend seine Macht über sie.

Das gilt auch für das Geschlechterverhältnis, das sich nicht einfach in eines von mächtigen Männern und machtlosen Frauen polarisieren läßt. Auch Frauen haben Macht. Selbst wenn ihnen der Zugang zu Machtressourcen wie Geld, soziales Ansehen, beruflicher Status gänzlich verweigert würde, blieben den Frauen noch andere Quellen

von Macht, zum Beispiel die Beziehungsmacht, das heißt die Macht, die sie daraus schöpfen können, daß sie als Person mit ihrer Zuwendung, Fürsorge oder in ihrer sexuellen Attraktivität gebraucht werden. Allerdings ist diese Macht wiederum relativ, da sie sich ausschließlich über die Bedürftigkeit der anderen konstituiert und auf der eigenen Person als Ressource basiert, womit sie oftmals auf Kosten des Selbst geht.

Eine polarisierende Analyse des Geschlechterverhältnisses wird aber nicht nur deshalb falsch, weil sie die Frau als ohnmächtige beschreibt, sondern auch weil sie im gleichen Zuge *die Macht der Männer absolut setzt*. Männer haben zwar Macht qua Geschlecht, also einen privilegierten Zugang zu Machtressourcen. Dieser Zugang zur Macht ist für die Männer allerdings nicht umsonst zu haben, sondern basiert auf einem nicht zu unterschätzenden Verteilungskampf unter Männern, und zwar nicht nur im Sinne der Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, sondern vielmehr noch im Sinne eines Kampfes um Männlichkeit. Männlichkeit ist etwas ständig zu beweisendes, etwas, das immer in Frage gestellt werden kann und das dem Anspruch hegemonialer Männlichkeit zu genügen hat; diese Männlichkeit korrespondiert in den westlichen Gesellschaften mit dem Bild vom coolen, erfolgreichen, starken, intelligenten, weißen, sportlichen, heterosexuellen Mann, demjenigen, der auf der Gewinnerseite steht. Auf keinen Fall darf der Mann in die Nähe von Weiblichkeit geraten, denn damit würde er sich lächerlich machen, und es droht ihm das Verdikt der Entmännlichung.

Den Frauen kommt in diesem Kampf in erster Linie die Funktion zu, als Beweis für die Männlichkeit der Männer zu dienen. Sie fungieren als eine Art Tauschwert, der vor allem in Bezug auf den anderen Mann von Bedeutung ist. Wie elementar die Wahrung der Geschlechtsidentität für Männer ist, zeigt eine Untersuchung, in der Männer und Frauen befragt wurden, wovor sie am meisten Angst haben. Die Frauen sagten, sie hätten am meisten Angst vor Gewalt und Vergewaltigung, Männer hingegen davor, lächerlich gemacht zu werden.²⁶

Die Eingebundenheit der Männer in quasi übergeordnete Machtsysteme setzt nicht ihre Privilegierung gegenüber den Frauen außer Kraft. Männer erfahren diese Macht über Frauen aber als eine relative, weil sie relativ ist zur Macht hegemonialer Männlichkeit, welcher der einzelne Mann meistens nicht genügen kann. Daraus

resultiert nach Harry Brod und Michael Kaufman²⁷ auch das grundsätzliche Mißverständnis, das den Dialog zwischen Frauen und Männern charakterisiert: Frauen thematisieren die Macht der Männer in bezug auf Frauen. Das nehmen Männer in der Regel nicht besonders ernst. Sie sind vielmehr mit ihrem Konkurrenzproblem, das sie mit anderen Männern haben, beschäftigt. Insofern sprechen Männer und Frauen über verschiedene Dinge. Gleichwohl hat die Selbstthematisierung der Männer oft auch die Funktion, von ihrer Dominanz Frauen gegenüber abzulenken und sich zu entlasten.

Eine weiteres Problem traditioneller Machtanalysen ergibt sich daraus, daß sie häufig eine Machtdimension absolut setzen, womit sie andere Dimensionen von Macht ausklammern. Tatsächlich gibt es viele verschiedene Machtdimensionen; und diese *Machtdimensionen relativieren sich gegenseitig*. Bezogen auf das Geschlechterverhältnis bedeutet das, daß Frauen und Männer zwar strukturell unterschiedlichen Zugang zu Machtressourcen haben, was aber nicht absolut gelten kann. Bezüglich der ökonomischen Macht zum Beispiel gilt, daß nicht alle Frauen ärmer als Männer sind. Auch wenn die Armut weiblich ist, heißt das nicht, daß alle Frauen arm sind. Die Wahrscheinlichkeit arm zu sein ist für Frauen erheblich größer als für Männer, dennoch gibt es sehr viele Frauen, die reicher sind als viele Männer. Zudem gibt es wiederum erhebliche Differenzen zwischen Frauen. Die Machtasymmetrie des Geschlechterverhältnisses wird also relativiert durch die Dimension ökonomischer Macht oder auch durch die politische und kulturelle Vorherrschaft, die der »Westen« gegenüber dem »Rest der Welt« errichtet hat. Frauen waren immer Teil der dominierenden wie auch der diskriminierten Gruppen, also immer Gruppen innerhalb der verschiedenen Gruppen. Die Kategorisierung in Frauen und Männer wird dadurch nicht überflüssig – genausowenig wie die in arm und reich oder weiß und Schwarz. Sie kann jedoch nicht absolut gesetzt werden. Auch wenn die Geschlechtszugehörigkeit alle Lebensbereiche und Erfahrungen durchdringt, setzt sie nicht andere Machtverhältnisse außer Kraft.

Diese *Vieldimensionalität von Macht* hat u.a. zur Folge, daß dieselben Erfahrungen für Frauen durchaus etwas verschiedenes bedeuten können, je nachdem in welchem Kontext sie mit ihren übrigen Erfahrungen stehen. Zum Beispiel bedeutet Familie für Frauen etwas anderes, je nachdem welche Bedeutung die familialen Machtressourcen wie emotionale Unterstützung, Liebe, Vertrauen

oder auch das Wissen um persönliche Dinge und Strategien der Familienpolitik in verschiedenen sozialen Klassen und in verschiedenen Gesellschaften jeweils haben. Der Funktionsverlust der Familie in den westlichen Gesellschaften führt auch dazu, daß die familialen Machtressourcen, die vor allem den Frauen zur Verfügung standen, immer weiter entwertet wurden. Insofern läßt sich das westliche Emanzipationsverständnis mit seiner Wertschätzung vor allem beruflicher und politischer Macht durchaus auch als ein Kommentar zum Bedeutungsverlust der Familie in der westlichen Gesellschaft lesen.

Der westliche Feminismus hat lange Zeit an seinem Verständnis von Emanzipation als einem allgemein gültigen festgehalten; und das nicht zuletzt auch deshalb, um die Eingebundenheit der weißen Frauen in die Dominanzkultur und ihren Anteil an der Privilegierung nicht wahrnehmen zu müssen. Auch die Macht von Frauen über Frauen wurde damit tabuisiert. Dazu gehört nicht nur, daß Frau die Position der Frauen aus verschiedenen Kulturen und Schichten nicht sehen konnte und wollte, sondern auch, daß sie sich bisher kaum mit den Frauen im rechten und konservativen Lager auseinandergesetzt hat. Auch hier schien die Aufhebung der Unterschiede nur eine Frage der Zeit zu sein: wenn erst alle Frauen verstanden haben würden, daß es in ihrem eigentlichen Interesse sei, sich als Feministinnen zu begreifen. Tatsächlich gibt es aber sehr viele Frauen, die sich nicht als Feministinnen verstehen können und wollen und die explizit antifeministisch sind. Sie haben sich dafür entschieden, am traditionellen Geschlechterarrangement festzuhalten, und dementsprechend sind für sie Feministinnen Gegnerinnen, die ihre eigene Lebensform in Frage stellen. Auch diese Differenzen zwischen Frauen wurden und werden durch eine Polarisierung in die unterdrückten Frauen einerseits und die dominanten Männer andererseits zugedeckt.

Zusammenfassend ist also festzustellen, daß die traditionelle Repressionshypothese, die die gesellschaftlichen Verhältnisse in »die« Herrschenden und »die« Unterdrückten polarisiert, in vielerlei Hinsicht unzulänglich ist: Einmal wird eine solche Analyse der Vieldimensionalität der Machtverhältnisse nicht gerecht, die die verschiedenen Machtformen gegeneinander relativiert. Auch lassen sich die Positionen innerhalb eines spezifischen Machtverhältnisses

nicht eindimensional auf der Ebene Macht und Ohnmacht abbilden. Denn zum einen ist zu prüfen, inwieweit diese Positionen sich auch gegenseitig stützen und zum anderen, ob nicht auch der Zugang der Beteiligten zu jeweils unterschiedlichen Machtressourcen das Verhältnis zueinander bestimmt. Schließlich haben sich die Machtverhältnisse so weit in die Strukturen der Gesellschaft und in die normativen Orientierungen der Individuen hineinverlagert, daß sie über weite Strecken unsichtbar werden und über die Reproduktion von Normalität von allen mehr oder weniger bewußt mitgetragen werden.

Dominanz in einer »egalitären« Gesellschaft

Diese relative Unsichtbarkeit, die Verborgenheit von Dominanz, kommt dem Anspruch der modernen Gesellschaft nach Gleichheit sehr entgegen. In diesem Sinne ist Dominanz moderner als Repression, denn zum westlichen Selbstverständnis gehört das *Leugnen von Ungleichheit*. Das zeigt sich zum Beispiel in bezug auf das Geschlechterverhältnis in allen Varianten der Partnerschaftsideologie, die davon ausgeht, daß die Gleichberechtigung im Geschlechterverhältnis inzwischen so gut wie erreicht sei. Tatsächlich glauben die meisten Männer und Frauen von sich, daß sie ihre Beziehung partnerschaftlich gestalten. Betrachtet man die Realität jedoch etwas genauer wird man feststellen, daß sich an der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung in Familie und Beruf bis heute kaum etwas geändert hat. Insbesondere was die Hausarbeit anbetrifft, klafft hier eine enorme Lücke: Zwar spricht sich die große Mehrheit der Männer und Frauen für eine grundsätzliche Gleichverteilung der Hausarbeit aus, tatsächlich aber verrichten die Frauen sie nach wie vor weitgehend allein (die Untersuchungsergebnisse hierzu schwanken zwischen 75 und 95 Prozent), und zwar unabhängig davon, ob sie selbst auch berufstätig sind oder nicht. So resümieren Werner Weidenfeld und Karl-Rudolf Korte²⁸ in ihrem Überblick über die verschiedenen repräsentativen Untersuchungen der letzten Jahre, daß vor allem bezüglich der Hausarbeit die subjektive Bewertung und die objektiven Tatbestände weit voneinander abweichen.

Ein weiteres Beispiel für das Negieren von Machtdifferenzen sind die Erklärungsmodelle, die bezüglich der Diskriminierung ethnischer Minoritäten bei uns gängig sind. Die Ausgrenzungen

und Herabsetzungen werden in der Regel auf die Angst vor »dem Fremden« zurückgeführt. Die Angst vor der Fremdheit, vor dem Anderen, die Differenz scheint das Problem zu sein. Häufig wird diese Angst noch zu einer anthropologischen Konstante erklärt, die bei allen Völkern und zu allen Zeiten gleichermaßen anzutreffen sei. Damit wird einem Verhalten eine natürliche Basis zugesprochen, das EinwanderInnen politische Rechte vorenthält, sie mit Mißgunst und Haß verfolgt und sie ökonomisch diskriminiert. Geschieht das alles aus Angst vor dem Fremden?²⁹

Wie wenig Diskriminierung mit Fremdheit tatsächlich zu tun hat, zeigt sich zum Beispiel am Umgang der Weißen mit den Schwarzen in den USA, die dort seit Jahrhunderten zusammen leben. Ihnen mangelte es weder an Zeit noch an Gelegenheit, sich kennenzulernen, aber sie haben sich bis heute nicht miteinander vertraut gemacht. Die weißen Kinder lernen nach wie vor, weiße Menschen als vertrauenswürdiger und vertrauter einzuschätzen als Schwarze. So zeigt Ruth Frankenberg³⁰ in ihrer Untersuchung »The social Construction of Whiteness«, daß Sozialisation eben nicht nur ein Hineinführen in die Welt durch zunehmende Verknüpfung von Zeit, Ort und Menschen bedeutet, sondern zugleich auch ein Prozeß des Sich-Fremd-Machens ist – der »De-Familiarisierung«, wie sie es nennt. Anhand ihrer Interviews mit weißen Frauen wird deutlich, wie weiße Kinder nicht nur lernen, Schwarzen Menschen mit Angst und Mißtrauen zu begegnen, sondern ebenso, sie nicht wahrzunehmen. So erinnern sich diese weißen Frauen oft nur schwer daran, wann und wo sie überhaupt mit Schwarzen in Kontakt gekommen sind – selbst wenn bei ihnen zu Hause zum Beispiel eine Schwarze als Hausangestellte beschäftigt gewesen war, sie also täglich Kontakt mit ihr gehabt hatten. Machtlosigkeit wird hier übersetzt in Bedeutungslosigkeit. Aus der Entwertung der Erfahrungen mit Schwarzen resultiert dann eine »color-blindness«, die diesen Erfahrungen keinen Platz in der Wahrnehmung und im Gedächtnis einräumt.

Diese Unsichtbarkeit wird vor allem auch hergestellt durch eine soziale Geographie, die die Lebenssphären von Schwarzen und Weißen weitgehend voneinander trennt. Sie macht die Weißen glauben, daß sie sich in einer völlig weißen Umwelt bewegen. So brauchen sie sich selbst nicht als Weiße wahrzunehmen. Zumeist ist ihnen durchaus bewußt, daß Schwarze in der US-Gesellschaft

diskriminiert werden. Nur glauben sie nicht, daß sie selbst daran beteiligt sind. Sie ordnen sich selbst nicht dem dominanten Teil der Gesellschaft zu, und ihr eigenes Leben erscheint ihnen, wie Frankenberg sagt, als »racially neutral«.

Die Dominanz wird hier in erster Linie durch die Aufrechterhaltung der *Normalität* reproduziert und nicht durch bewußte, gewollte rassistische Handlungen. Deshalb wird in der angloamerikanischen Rassismuskussion zwischen dem »unintentional racism«, dem nicht bewußten und nicht gewollten Rassismus, und dem offenen intentionalen Rassismus unterschieden. Es geht primär nicht mehr um ein Modell des »top-down« etwa im Sinne des alten Südstaaten-Rassismus, sondern um einen Rassismus unter der Prämisse der Gleichheit. Der Schein von Gleichheit wird aufrechterhalten, indem man sich aus dem Weg geht. Das wird auch deutlich an der Tatsache, daß 1990 in den USA lediglich 0,4 Prozent der Ehen zwischen Angehörigen unterschiedlicher ethnischer Herkunft geschlossen wurden³¹. Apartheidsgesetze sind also gar nicht notwendig. Es genügt, wenn sich alle an die herrschende Normalität halten. Normalismus und Segregation sind demnach das eigentliche Medium der Diskriminierung. Die Norm gibt die Verhaltensrichtung vor. Die Übereinstimmung mit ihr gibt einem die Gewißheit, das gesellschaftlich Gewollte, also das Richtige zu tun, und belohnt einen mit dem Gefühl der Selbstgerechtigkeit. So wirkt die Normenkonformität verstärkend, gibt sie einem doch auch die Macht auf Normabweichende herabzusehen.

Die Verallgemeinerung von Macht in die Gesellschaft hinein, nimmt so auch alle in die Verantwortung, die deren Normalität reproduzieren. Damit stellt sich auch die Frage, wie Veränderungsprozesse vor sich gehen und möglich sind. Das einfache, polarisierte Schema von Herrschaft und Unterdrückung konnte die Antwort letztlich nur in gewaltförmigen, in sich selbst wiederum repressiven Strategien suchen. Tatsächlich sind die gesellschaftlichen Transformationen jedoch vielgestaltiger. Die Frage wäre demnach, worauf die friedlichen und demokratisch ablaufenden Veränderungsprozesse basieren und unter welchen Umständen auch die Privilegierten Interesse an einer Veränderung in Richtung von mehr Gleichheit und Gerechtigkeit haben.

Eine Antwort ist möglicherweise in der Vieldimensionalität der Machtverhältnisse zu finden, da diese auch Widersprüche produziert,

so etwa zentral den zwischen Gleichheit und Ungleichheit. Aufgrund der je verschiedenen Verortung der einzelnen innerhalb der Machtdimensionen werden diese Widersprüche auch für sie subjektiv erfahrbar. Je deutlicher diese Widersprüchlichkeit wird, desto eher können auch die Motive ausgemacht werden, die auch die Privilegierten dazu veranlassen könnten, Veränderungen zu unterstützen.

Der Preis der Dominanz

Die Teilhabe an Macht bedeutet nicht einfach nur Privilegierung, sondern auch der Kampf um den Erhalt der Privilegien. In diesem Kampf muß sowohl den Konkurrenten wie auch den Diskriminierten gegenüber der eigene Anspruch behauptet und zumindest der Schein von Legitimität gewahrt werden. Und dieser Anspruch muß schließlich auch sich selbst gegenüber gerechtfertigt werden. Das gelingt nur, wenn die eigene Person bestimmten Ansprüchen gerecht wird und sie konkurrierende Motive abspaltet.

Die Repressionshypothese betont vor allem die Kosten der *Selbstunterdrückung*, die mit dem Kampf um die Macht entstehen. Besonders die kritische Theorie hat sehr deutlich herausgearbeitet, wie sehr die Beherrschung der Anderen gegen die Herrschenden selbst zurückschlägt, indem sie diese von sich selbst und ihren Erfahrungen entfremdet. Norbert Elias³² interpretiert sogar den gesamten Prozeß der Zivilisation als eine Transformation von Fremdzwängen in Selbstzwänge, von der sichtbaren in eine unsichtbare Kontrolle. Die zunehmende Selbstbeherrschung ist wie eine unsichtbare Mauer, die den einzelnen von seinem Körper, die Menschen voneinander und sie allesamt von der »Natur« trennt. In seiner Untersuchung über »Etablierte und Außenseiter«³³ zeigt er ganz konkret, wie mühselig die Jugendlichen, die zu den Etablierten gehören wollen, lernen müssen sich zu disziplinieren, um den Anforderungen eines ordentlichen und »anständigen« Lebens zu genügen, wie sorgfältig sie ihre Kontakte zu wählen haben und wie frühzeitig sie sich die Normalität der Erwachsenenwelt zu eigen machen müssen.

Das Konzept von der Triebunterdrückung und Entfremdung unterstellt allerdings »natürliche« Bedürfnisse, die unter dem Druck der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht zum Ausdruck gelangen

könnten. Die These von der Verallgemeinerung der Macht in die Gesellschaft hinein bedeutet aber, daß es »vor« oder »hinter« dem Tun keine »eigentlichen« Bedürfnisse gibt, sondern daß die Bedürfnisse selbst immer schon sozial konstruierte sind. Das heißt aber nicht, daß sie vom Individuum nicht auch widersprüchlich und leidvoll erfahren werden können: Am Beispiel der Geschlechtsidentität wird deutlich, daß die soziale Norm von Weiblichkeit und Männlichkeit einem in der Regel selbst zum Bedürfnis geworden ist. Dieser Norm entsprechen zu wollen, hat aber auch seinen Preis: Im Falle der Männlichkeit verbietet sie vielfach den Ausdruck von Schwäche, von Leiden sowie von passiven Wünschen nach Verwöhnung und Geborgenheit. Die Kontrolle muß gewahrt und die Distanz aufrechterhalten bleiben. Insofern haben paradoxerweise, wie Michael Kaufman³⁴ ausführt, die Mächtigen eine geringe Bandbreite an Verhaltensoptionen. Die Machtlosen können die Mächtigen imitieren und damit ihren Status erhöhen. Sie sind deshalb noch lange nicht direkt bedrohlich. Für die Mächtigen aber wird jedes Verhalten, das dem der Machtlosen ähnelt, mit dem Verlust von Anerkennung bestraft. Die verschiedenen normativen Orientierungen und die damit verbundenen Bedürfnisse können also sehr wohl in Widerspruch miteinander geraten. Und die Balance zwischen »pain and power«, wie Kaufman formuliert, kann angesichts dieses »Terror of Masculinity« keineswegs immer gewahrt bleiben. Vielmehr kann dann sehr wohl auch der Punkt kommen, an dem es sich nicht mehr lohnt, in diesem Kampf um Anerkennung mitzuhalten.

Die Folge von Selbstzwang und Normalismus ist u.a. ein anhaltendes Bedürfnis nach *Grenzüberschreitung*. Das zeigt sich zum Beispiel in der Faszination, die das Exotische der unterdrückten Anderen auf die Dominanten ausübt; bell hooks zeigt das sehr anschaulich in ihrer Analyse der Vermarktung des Schwarzseins in den USA. Hier werden die Schwarzen zur Metapher für Freiheit. Sie gelten als die Erotischen, und jeder weiße Mann ist stolz darauf, zumindest einmal eine Schwarze Frau »gehabt« zu haben. »Das Verführerische dieser Begegnung liegt so gesehen in dem Versprechen, sie wirke der erschreckenden Macht des Status quo entgegen, der die Identität festlegt – als unabänderlich, statisch, eingeengt und wie tot.«³⁵ Die Weißen hadern mit ihrem Schicksal, immer einer Norm

entsprechen zu müssen, und glauben, die Welt der »Erfahrung« liege jenseits von ihnen. Die Nicht-Weißen hätten mehr Lebenserfahrung, wären weltlicher, sinnlicher und sexueller. Auch in der Mode und in der Musik, in der gesamten Kulturindustrie werden nach bell hooks die anderen kulturell vereinnahmt, um Verlust und Mangelgefühle zu beschwichtigen.

Der Preis der Dominanz liegt aber auch in dem *moralischen Dilemma* von Macht. Wir sagten zu Beginn, daß der Anspruch an Gleichheit bei gleichzeitiger Reproduktion von Ungleichheit ein zentraler Widerspruch der modernen westlichen Welt ist. Die Folgen sind Schuldangst, zuweilen auch Racheangst und das Problem, die eigene Selbstachtung wahren zu können. Der Machterhalt wird dann sinnlos, wenn er nicht mehr Quelle von Sinn und Wert sein kann, denn auch das moralische Kapital braucht sich irgendwann einmal auf. Das Dilemma schlägt sich, wie wir sahen, zum Beispiel im Umgang mit diskriminierten Minderheiten in einem Vermeidungsverhalten nieder, das die gesellschaftlichen Sphären möglichst zu trennen trachtet. Oder aber im direkten Kontakt zeigt es sich in einer Interaktionsspannung, die aus dem inneren, meist unbewußten Kampf zwischen spontanen Entwertungsphantasien und dem Gleichheitsanspruch resultiert. Die Gleichheitsnorm, der man sich verpflichtet fühlt, drückt sich dann in der sogenannten Irrelevanzregel aus, die vorschreibt, so zu tun, als wenn nichts wäre, einerlei welches Stigma dem Anderen anhaftet.

Dieser Anspruch auf Gleichheit ist allerdings primär nicht einer abstrakten Moral geschuldet, sondern hat seine Basis im eigenen Selbstinteresse, dem Interesse, selbst auch geachtet und respektiert zu werden. Die Tatsache, daß die Individuen in einem Geflecht unterschiedlicher Dominanzen zu verorten sind, bedeutet, daß jeder und jede in bestimmter Hinsicht privilegiert und in anderer wiederum auch diskriminiert wird – wenngleich jeweils in sehr verschiedenem Ausmaß. Darauf gründet sich auch das tendenziell *gemeinsame Interesse*, jedem und jeder einen adäquaten Entfaltungsspielraum zuzugestehen und dieselben Partizipationschancen einzuräumen, also ein gemeinsames Interesse an möglichst demokratischen Verhältnissen. Meine eigene Differenz kann ich – so das Argument von Baumann³⁶ – nur dadurch respektieren, daß ich die Differenz des Anderen respektiere. Das Recht des Anderen auf seine Andersheit ist die einzige Möglichkeit, wie ich mein eigenes Recht auf

Selbstausdruck etablieren und verteidigen kann. Toleranz genügt hier nicht, denn es geht vielmehr um die Verantwortung dafür, daß der/die Andere seine bzw. ihre Andersheit leben kann. Dem steht natürlich das Bedürfnis gegenüber, die eigenen Interesse auf Kosten des Anderen durchzusetzen. Diese widerstreitenden Tendenzen werden vor allem von denjenigen erlebt, die selbst über den Anspruch auf Gleichheit ihre Partizipationschancen verbessern wollen.

Schluß

Kommen wir auf die eingangs gestellten Fragen zurück, nämlich inwiefern die gegenwärtige zu konstatierende Orientierungslosigkeit auf Modernisierungsprozesse oder aber auf das Versagen der politischen Konzepte zurückzuführen ist. Beide Fragen hängen – wie wir inzwischen sahen – eng miteinander zusammen.

Die Modernisierungsprozesse haben die repressiven Formen der Macht immer weiter in den Hintergrund gedrängt und die Macht in die Strukturen der Gesellschaft sowie in die Normen der Individuen hinein verallgemeinert. Das läßt die Machtverhältnisse unübersichtlicher werden, und eindeutige Hierarchien verschwinden zunehmend. Was nicht bedeutet, daß die offene Repression nicht weiterhin ein zentraler Bestandteil dieser Gesellschaft ist und vor allem von denen direkt erlebt wird, die an die äußersten Ränder und in die untersten Ebenen der Gesellschaft gedrängt worden sind. Die direkte Gewalt und der gezielte Ausschluß wird aber mächtig gestützt durch eine Normalität, die diese Hierarchien ganz selbstverständlich reproduziert und unsichtbare Mauern errichtet, indem sich die Menschen zum Beispiel aus dem Weg gehen oder Auseinandersetzungen aufgrund von Desinteresse gar nicht erst stattfinden. Dominanz reproduziert sich dann vor allem durch Konformität mit der Norm. Die Verallgemeinerung der Macht in die Gesellschaft hinein, die jede/n zum Subjekt und Objekt der Macht werden läßt, hat aber System und verläuft nicht zufällig. Es bilden sich stabile Asymmetrien heraus, die den Zugang zu den Ressourcen regulieren. Vor diesem Hintergrund ist das Phänomen der *Orientierungslosigkeit* von verschiedenen Aspekten her zu sehen:

Die Orientierungslosigkeit ist eine Begleiterscheinung von Modernisierungsprozessen, die den Individuen immer mehr

Verhaltensoptionen zugestehen, aber auch zumuten. Dieser Prozeß ist also durchaus ambivalent einzuschätzen: Ein Mehr an Entscheidungsmöglichkeiten ist nur mit Selbstverunsicherung zu erkaufen, ein Mehr an Freiheit mit dem Verlust an sozialer Bindung und Geborgenheit, ein Mehr an Selbstvertrauen mit dem Verlust des Vertrauens in andere. Selbstbezogenheit bedeutet immer auch Beziehungsverlust. Diese Ambivalenzen werden in unserer Gesellschaft primär in Richtung Selbstzentrierung aufgelöst – nicht etwa, weil das ein unumstößliches Gesetz der Moderne wäre, sondern weil darin Machtpositionen ausgedrückt und verteidigt werden, die den Anderen nicht mehr zu brauchen meinen.

Zum anderen kommt in der Orientierungslosigkeit der Bedeutungsverlust von repressiven Ordnungen zum Ausdruck, die die Gesellschaft auf so einfache Weise in Herrschende und Unterdrückte polarisierten. Damit geht der Verlust eindimensionaler politischer Konzepte einher, die genau wußten, wo der Gegner steht und wie ihm beizukommen sei.

Schließlich drücken sich in der Orientierungslosigkeit auch insofern Zweifel an den bisherigen politischen Strategien aus, als ein kollektives Subjekt kaum mehr auszumachen ist. Wer könnte denn noch Träger politischer Veränderungen sein, wenn es keine gemeinsame Basis mehr gibt? Wer sind »die« Frauen, wenn sich Frauen in Reiche und Arme, Schwarze und Weiße, Lesben und Heteras Behinderte und Nicht-Behinderte, Feministinnen und Antifeministinnen etc. immer weiter differenzieren?

Ein zentrales Problem in der westlichen feministischen Debatte scheint zu sein, daß die Frauenbewegung zum einen eine genuin postmoderne Bewegung ist, die die Machtverhältnisse in den gesamten Lebensverhältnissen aufspürt, vielfach aber an dem Punkt die Analyse abbricht, an dem eigene Dominanzen sichtbar werden. Dann tendieren viele dazu, sich auf die alte Repressionshypothese zurückzuziehen und sich selbst auf die Seite der »Unterdrückten« zu schlagen. Insofern muß genauer hingeschaut werden, wo Dominanzen und Diskriminierungen gleichzeitig wirksam sind und inwiefern Emanzipation sich immer auch nur in Bezug auf bestimmte Gruppen in bestimmten Hinsichten realisieren läßt und damit immer auch auf Kosten von anderen geht. Jeder Akt der Selbstbestimmung ist nicht nur ein Akt der Befreiung, sondern macht wieder neue Bindungen sichtbar und stellt neue Beziehungen her.

Der Verlust eines Fixpunktes, der ein für allemal die Koordinaten des eigenen Selbstverständnisses und der politischen Herrschaft festlegt, kann aber nicht nur als Orientierungsverlust, sondern auch als produktive Verunsicherung gewertet werden, die neue Auseinandersetzungen notwendig und neue Koalitionen möglich macht.

DIMENSIONEN DER DOMINANZ

Rassismus – Rassismen: Geschichten der Bemächtigung

Rassismus basiert auf der Herabsetzung von Menschen, indem ihnen qua Herkunft negative oder positive Eigenschaften zugeschrieben werden, die zugleich die eigenen Ideale von Schönheit, Tüchtigkeit, Intelligenz und die Überlegenheit der eigenen Lebensweise bestätigen. In solchen Projektionen drückt sich ein Machtanspruch aus. Gleichzeitig sind diese Projektionen aber auch Ausdruck eines Unbehagens mit diesen Normen, da kaum eine/r ihnen gerecht zu werden vermag und sie immer auch die Funktion von Unterdrückung und Selbstunterwerfung haben. So wird in Deutschland zum Beispiel kaum jemand so unnachgiebig und hartherzig verfolgt wie derjenige, der als faul gilt und anscheinend sorglos in den Tag hineinlebt, während »unsereiner« sich abrackern muß und die Fron der Selbstdisziplinierung tagtäglich auf sich nehmen muß.

Mag dies als Faustregel generell gelten, so wäre es jedoch ein Fehlschluß anzunehmen, daß alle diskriminierten Minderheiten in der gleichen Weise zum Sündenbock gemacht werden, und die rassistischen Bilder sich quasi zufällig an jedwede Minderheiten heften. Menschen mit schwarzer Hautfarbe werden anders wahrgenommen als Juden und Jüdinnen oder als Sinti und Roma. Auf Muslime werden andere Bilder projiziert als auf Polen und Polinnen und wieder andere auf Asiaten und Asiatinnen. Auch wenn im Rassismus also immer eigene Machtansprüche artikuliert und Kompensationen für Selbstunterwerfungen gesucht werden, so zeigt sich auf der konkreten Ebene eine Vielfalt von Rassismen, die auf verschiedene Funktionen hinweisen, die sie jeweils für die Angehörigen der dominanten Gesellschaft haben. Die Frage ist also, wie diese Funktionen beschaffen und diese verschiedenen Bilder von den »Fremden« entstanden sind.